

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es traf den Bergverwalter nicht leicht. Er war eine Persönlichkeit hier im Ort, dank seiner Stellung. Und er erfreute sich angesehener Verwandtschaft. Seine älteste Schwester war die Mutter vom Neusch-Hannes, vom Hirschenwirt drüben im Oberdorf, einem der vermögendsten Männer im Rauhen Grunde. Und nun kam dieser Grünschnabel, der „Amerikaner“, den die Herren Gewerken ihm vor die Nase gesetzt, und wollte hier regieren! Dies Jüngelchen, das noch nicht hatte über den Tisch sehen können, als er schon altbewährter Steiger war hier auf der Grube. Na — mochte er nur kommen. Noch war man ja auch noch da!

„Da ist er!“ Der Heizer stieß den Verwalter an und deutete auf einen Mann, der jetzt quer über den Gang heraufkam.

„Na, da mach' dein' Sach', Engelbert.“

Die beiden standen auf Du und Du, trotzdem Manskopf der Vorgesetzte war — wie das so Brauch im Rauhen Grund seit alters her. Alles, was Bergbau trieb, war Kamerad. Auch der Bergverwalter gewahrte jetzt den Herannahenden, aber er blieb stehen, wo er sich befand.

Mit verschränkten Armen sah er nur unter finster herabgezogenen Brauen zu dem Ankömmling hin, der jetzt den Zechenplatz betrat.

Bertsch kümmerte sich nicht um die beiden. Mit prüfendem Blick musterte er die Anlagen, trat hier- und dorthin, um genauer zu sehen. Dann kam er auf das Kesselhaus zu, doch sein Auge hatte nur Interesse für das Gebäude. Er schüttelte den Kopf.

„Ja, der reine Stall. Bruch — die ganze Geschichte hier! Na, soll bald anders werden.“

Laut sagte er es, und nun erst richtete sich sein Blick auf die beiden Männer. Ein festes Zugreifen.

„Bliss auf zusammen!“

An den Hutrand tippend, trat er zu ihnen.

„Sie sind wohl der Verwalter,“ wandte er sich an Manskopf.

In dessen Mienen hatte es aufgezuht bei den abfälligen Worten über den Zustand der Anlagen. Jetzt neigte er kaum merklich den Kopf. Die Peise blieb im Mundwinkel.

Bertsch stahlgrau, helle Augen weiteten sich ein wenig. „Direktor Bertsch,“ gab er sich zu erkennen. „Sie haben meinen Brief erhalten?“

Wieder ein Nicken.

„So führen Sie mich ins Betriebsbureau. Sie haben sich doch auf eine längere Besprechung eingerichtet?“

„Es ist Sonntag heute.“

„Das weiß ich. Aber Sie müssen diesen Vormittag schon einmal für mich zur Verfügung sein.“

Die Stimme blieb ganz ruhig, doch der helle Strahl seines Blickes drang dem anderen scharf in die Augen. Da machte sich der störrische Alte von seinem Pflosten los und schritt hinüber zum Zechenhaus, ins Bureau.

Bertsch folgte ihm schweigend. Aber wie sie drinnen standen und er seinen Hut abgelegt hatte, wandte er sich zu dem Bergverwalter, der mit mürrischer Miene den Schraub mit den Grubenbildern aufschloß.

„Noch ein Wort vorher.“

Der Alte drehte sich langsam um.

„Hier —“ Bertsch zog ein Schriftstück aus der Brieftasche und reichte es Manskopf hin. „Nehmen Sie doch das erst einmal zur Kenntnis.“

Widerwillig nur beugte sich der Verwalter darüber und studierte den Inhalt. Eine Erklärung des Grubenvorstandes, die den neuen Direktor ermächtigte, alle Beamten und Arbeiter der Zeche selbständig anzustellen und zu entlassen.

Da konnte Manskopf ein Erschreden in seinen Zügen nicht verbergen. Bestürzt reichte er Bertsch das Schreiben zurück. Der legte ruhig das Papier wieder zusammen.

„Nun die Grubenbilder, bitte.“

Stumm ging Manskopf zu dem Wandschrank. Aber wie er dann die Mappen mit den Zeichnungen auf den Tisch vor den neuen Herrn legte, da zitterten ihm die alten Hände. Das ihm, der vierzig Jahre der Zeche treu und eifrig gedient hatte!

Bertsch schien es nicht zu beachten. Er hatte sich bereits auf einem Stuhl niedergelassen und schlug die Mappen mit den Grundrissen auf. Dann wandte er den Kopf noch einmal über die Schulter zurück.

„Setzen Sie sich doch, Herr Manskopf — wir haben viel vor uns.“

\*

Breit und mässig lag das Adlige Haus drunten im Rauhen Grund. Noch heute wehrhaft mit dem Biered seiner Quadermauern und umschlossen rings vom Wassergraben, den jetzt hochwipflige Kastanien beschatteten. Den Wanderer, der, Einlaß suchend, über die einstige Zugbrücke in die tiefe Torwölbung trat, schreckte am schweren Eichentor eine Anzahl Wildschweinsfüße, die dort festgenagelt waren.

Ein rauher Gruß, aber er paßte ganz zu dem trüben Gemäuer wie zu seinem Herrn.

Man sah Henner, den edlen Herrn von und zu Grund, kaum anders als in der Weidmannsjoppe. Auch heute, am Sonntag vormittag, trug er sie, wie er auf dem Hofe der Besingung saß, unter der wrakten Linde, wo sein Lieblingsplatz war, weilte er nicht draußen im grünen Revier. Heute hatte er den Weg dorthin schon hinter sich. Die Plinke hing noch neben ihm am Lindensbaum; an dem schweren Haken, der alljährlich zur Schlachtzeit das Schwein trug zum Ausnehmen.

Behaglich rauchte Henner von Grund vor sich hin aus der kurzen Jagdpfeife, von der er unzertrennlich war. Die Pinngestalt des graubärtigen Rimrod wuchtete schwer auf

der Gartenbank; kaum, daß sie dem jungen Mädchen noch Raum gewährte, das neben ihm saß, ein Buch in der Hand. Aber plötzlich sah es auf und lauschte hinüber zum Gessellhof.

„Was sind die Hühner nur mit einem Male so unruhig?“

Der Onkel neben ihr zuckte stumm die Schultern. Ihn interessierte nur jagdbares Gezier. Hühnerzucht — Weibersache. Und er schmauchte weiter. Aber ängstlicher noch scholl das Gegader von dort drüben her. Da erhob sich Ete von Grund.

„Ich will doch einmal nachsehen.“

Der Graubart unter der Linde hielt es nicht für wert, ihr nachzublicken. Gelassen stopfte er mit dem Daumen die Pfeife nach. Nun sah er doch auf. Ete kam zurück, eilends, und griff plötzlich nach seinem Jagdgewehr. Schweigend, ohne ein Wort.

„Halloh — was gibt's?“

„Ein Sperber.“

Und schon war sie zurück, drinnen im Gatter, und legte zum Schusse an.

Der Onkel folgte ihr, verdrossen, daß sie ihm zuvorgekommen. Sein scharfes Jägerauge richtete sich nach oben. In der Tat — da hing er mit kurzem Mitteln, stoßbereit, der freche Räuber.

Jetzt hatte er sein Ziel gewählt, aber im selben Augenblick ein peitschender Knall, und mit zuckendem Flügelschlag fiel der braunweiße Körper schwer zu Boden.

Während Ete von Grund die noch rauchende Patrone aus dem Laufe warf, hob ihr Oheim den Sperber auf. Der Schuß war gut angebracht. Dennoch murrte er:

„Schade — der Balg ist hin.“ Und er wies auf seinen Patronengürtel. „Nummer vier hätt's auch getan.“

„Bis ich die Patrone gewechselt, wär's wahrscheinlich zu spät gewesen.“

Ruhig erwiderte es Ete, während sie dem Onkel das Gewehr überreichte.

Der peitschende Schlag des Schusses, der so jäh die feiertägliche Stille auf dem Hofe zerrissen hatte, war auch aus Ohr des Besuchers geschlagen, der eben aus dem Schatten der Toreinfahrt in den sonnensimmernden Hof des Guts trat. Pfarrer Burgmann.

Nun zogen sich die weißen Brauen in dem frischroten Gesicht zornig zusammen. Die sältchenüberhäute, aber noch feste Hand über die blitzenden Augen legend, spähte er über den Hof, hinaus in den Sommenglast. Wichtig, da stand der Gutsherr ja noch, das Gewehr in der Hand. Hastig trat Pfarrer Burgmann auf ihn zu.

„Selbst am lieben Sonntag das lästerliche Geschiesse. Sie geben wahrlich ein schlechtes Beispiel hier im Grund. Kein Wunder, wenn da in der Gemeinde so mancherlei zu wünschen übrig bleibt!“

Denner von Grund sah herum. Als er den schwarzen Priesterrock gewahrte, wandelte sich seine Hornmiene zu einem Lachen. Laut und ungehindert. Aber ehe er noch antworten konnte, war ihm Ete schon zuvorgekommen.

„Sie irren, Herr Pastor — diesmal war ich's, die schoß.“

„Um so schlimmer, solch unweibliches Unterfangen!“

Das Mädchen maß den Sprecher mit einem stolzen Blick. Doch dann blieb dieser an seinem weißen Haar haften. Da trat sie schweigend, an dem Geistlichen vorbei, wieder zu ihrem Platz an der Linde hin. Pfarrer Burgmann aber ereiferte sich, zu ihrem Oheim hingewandt:

„Freilich, wohl kein Wunder bei dieser eigenartigen Erziehung — zwischen Wild und Hund!“

Wieder nur lachte Denner von Grund sein dröhnendes Lachen.

„Sind Sie bloß hergekommen, Ehrwürden, um mir diese Extrapredigt zu halten?“

„Nur tät's wohl! Denn die Kirche bekommt Sie ja nie zu sehen!“

„Und wird es auch nicht! Ich taue nicht zwischen die Betschwestern, halte lieber meine Andacht draußen im grünen Walddom ab. Und unser Herrgott ist's auch so zufrieden.“

„Was wissen Sie von unserem Herrgott? Sie sollten seinen Namen lieber nicht so unziemlich im Munde führen!“

„Halloh, Pastor!“ Im graubärtigen Antlitz schoß es auf. „Das verbitte ich mir! Wie ich's mit meinem Herrgott halte, das ist meine Sache — einzig und allein.“

Herrisch klang es. Aber aus den weißbebuschten Blauaugen des streitbaren Gottesmannes zuckte der gleiche Blitz.

„Ich hab' nun einmal allerlei auf dem Herzen, und es soll auch herunter, da wir zwei uns grad einmal gegenübersehen!“

„Na, dann packen Sie mal gründlich aus. Nichts soll ja schlimmer sein, als eine verfehte Predigt.“

„Spotten Sie nur! Es steht Ihnen wahrlich wohl an, nach allem.“

„Zur Sache, Pastor!“

„Nun also — was haben Sie sich damals gedacht, als Sie der ganzen Gemeinde zum öffentlichen Vergernis im Heu arbeiteten unter der Kirche am Sonntag vor Johanni?“

„Vor Johanni? — Warten Sie mal — jawohl, stimmt!“

„Und den Undächtigen recht zum Hohn noch obendrein im Gehrod, wie ihn nur der Kirchgänger anzieht!“

„Auch das stimmt. Gehrod, Glacés und Zylinder sogar. Nur — zum Hohn?“ Ein gemüthliches Kopfschütteln.

„Im Gegenteile: aus Hochachtung.“

„Treiben Sie Ihren Spott anderswo!“

„Nein, nein, Herr Pastor, mein vollster Ernst. Aus Hochachtung vor denjenigen meiner Mitarbeiter, die mich in der notwendigen Arbeit nicht im Stich ließen.“

Ein zorniges Auflockern beim Pfarrer.

„Herr von Grund!“

„Bitte! Ober verdienten sie etwa diese Hochachtung nicht? Meine Leute — sie gehörten notabene zu den Modernen, die neuerdings hier unten im Rauhen Grund ihr Wesen zu treiben beginnen, mein Herr Pastor! — die ließen mich im Stich. Trotzdem schwere Gewitter am Himmel standen.“

„Na, da legt' ich eben selbst Hand mit an, und das liebe Vieh, meine letzten Mitarbeiter, ließ mich nicht im Stich, Herr Pastor.“

„Was soll das? Wollen Sie mich etwa verantwortlich machen für diesen Auswuchs am Körper unserer Kirche? Frömmigkeit predige ich, nicht Frömmelei. Mit den Modernen habe ich nichts zu schaffen!“

„Ja, jetzt verleugnen Sie sie, wo die Geister, die Sie riefen, Ihnen unbequem werden.“

Der weißhaarige Pfarrer stampfte heftig mit dem Fuß im derben Bauernstiefel auf. Doch dann machte er eine entschlossene Bewegung mit der starknochigen Hand.

„Lassen wir das! Wir werden uns da ja nie verstehen.“

„Ich kam auch nicht deswegen. Mir liegt anderes am Herzen, und da wenigstens hoffe ich auf Ihr Verständnis. Also — eine schwere Gefahr droht unserem Rauhen Grund!“

„Gefahr!“

„Ja — vom Bertsch-Gerhard.“

Das Mädchen unter der Linde horchte auf, aber Denner von Grund wußte nicht gleich, wer gemeint war.

„Gerhard Bertsch?“

„Nun ja — der Sohn vom verstorbenen Bergverwalter, der vor zehn Jahren nach Amerika ging.“

„Ach der! — Also der ich wieder im Lande?“

„Schon eine ganze Weile, hat sich nur nicht hier blicken lassen, mit aller Absicht. Aber drunten in Siegen hat er schon seit Monaten sein Wesen getrieben.“

„Nun, und was will das Herrchen denn hier? Wohl unterkriechen, nachdem er draußen nicht mehr weiter kommt? Ja, so endet's immer!“

„Diesmal aber nicht. Dem Bertsch ist's geglückt. In Chile, oder wo er sonst war, hat er's zum Geier eines großen Bergwerks und zu einem guten Stück Geld gebracht, und nun hat er Großes vor, hier bei uns.“

„Da bin ich in der Tat begierig!“

(Fortsetzung folgt.)

## Herbstzeitlosen.

Von Franz Pflüger.

Herbstlich kühl wird es draußen in Feld und Flur, kürzer die Tage, gedämpfter die heißen Sonnenstrahlen. Blatt um Blatt, Blüte um Blüte fällt vom Baum und Strauch, und immer eifriger webt Mutter Natur die bunten Farben des Herbstes in des scheidenden Sommers grünes Kleid. Georginen und Dahlien, Asters und Sonnenblumen schmücken die Gärten, auf dem grünen Teppich der zum zweiten Male gemähten Wiesen aber erscheinen die zarten Blüten der Herbstzeitlosen.

Fast frühlingshaft muten sie uns an, die lilafarbenen Kelche auf ihrem mattweißen Stengel, die der Landschaft einen so eigen-

artigen Zauber verleißen, und nicht mit Unrecht hat man sie durch den Namen „Wiesenjasan“ mit dem kleinen Krokus oder Safran verglichen. Freilich, die Herbstzeitlose erscheint ohne den Schmutz der grünen Blätter.

„Sie verschließ das gute Wetter,  
Und nun kommt sie ohne Blätter  
Sich beizeit' noch auszublühn.“

meint Heinrich Seidel entschuldigend, Johannes Trojan aber fa- buliert:

Blattlos in Herbstes Sonnenstrahl  
Schmückt sie Ager und Wiesental.  
Der Himmel weiß, sie ist geduldig,  
Bleibt ihr das grüne Ködlein schuldig.“

Weniger mild urteilte das Volk über die Pflanze, die so frei, ohne jedweden hülfenden Blatterschutz ihre Blüthenpracht zur Schau trägt. Man hat harten Namen mußte sie sich gefallen lassen, nackte Jungfer, nackte Kathl sind unter diesen noch die mildesten.

Zeitlose oder Herbstzeitlose nannte man die Pflanze, weil sie sich weder in der Entwicklung ihrer Blüten noch im Reifen ihrer kleinen Früchte an die Zeit bindet, die dafür sonst von den Kindern Floras eingehalten wird. Wenn fast alle Blumen verblüht sind und überall die Samen und Früchte reifen, erscheinen ihre Blüten auf grünem Wiesenplan, im Frühling aber, wenn Tausende und Abertausende von Blüten Feld und Flur, Dain und Garten schmücken, reifen ihre Samen. Die alten Kräuterkundigen konnten sich diese Erscheinung nicht erklären, waren der Meinung, die Frucht erscheine vor der sich im Herbst zeigenden Blüte und nannten die Pflanze deshalb Filius ante patrem, der Sohn vor dem Vater, und der alte Vater Vok meint: „Wer geschieht mit abermals hier ein treffendliches Wunder der Natur an diesem gewechs. Dann im Gensgen (Lenz) weicht das Kraut, im Sommer die Frucht oder Samen, im Herbst die nackte Blume.“

Selbstverständlich ist diese Ansicht von der Wissenschaft längst richtiggestellt worden. Die Blüte entspringt aus einer Knollenzwiebel, in der sich bereits im Herbst sowohl die Blätter als auch die Samenhoseln befinden, allerdings nur leimhaft vorgebildet. Sie entwickeln sich jetzt noch nicht, überdauern, geschützt gegen Kälte und Frost, den Winter, und erst im Frühling erscheinen die drei kräftigen, lanzettförmigen Blätter und in deren Mitte der Stengel mit der Samenkapsel. Das ist ein in unserer heimischen Flora allerdings einzig dastehender Fall, keine andere Pflanze vermag sich derart über die zeitlichen Vorschriften hinwegzusetzen, die die Natur ihnen gegeben, als nur diese eine. Kein Wunder, daß sie die Aufmerksamkeit der Naturforscher in ganz besonderem Maße auf sich lenkte und auch die Poeten. So singt Friedrich Rückert von ihr:

Welch' eine Pflanze trägt im Frühling ihren Samen,  
Da ihre Blüten erst hervor im Herbst sie kamen?  
Die Zeitlos' ist hierin der Blumen Widerspiel,  
Daß sie am Anfang ist, wo jene sind am Ziel,  
Daß sie am Ziel ist, wo am Anfang jene stehn.  
Drum hat sie die Natur zum Sinnbild ausersehn,  
Das aus dem Herbst, wo der Sturm das Feld erbeutet,  
Den kahlen Winter durch zum Lenz hinüberdeutet,  
Da sie im Sommer nicht zu reifen Zeit gewann  
Und nur die Blütenspiz' im Herbst sie zeigen kann.  
Jenseits des Frostes tritt, geweckt von Frühlingsdunst,  
Die Samenkapsel samt den Blättern aus der Gruft.  
Zeitlose heißt sie, weil sie vom Gesetz der Zeit  
Ist gleichsam losgesagt, der Ewigkeit geweiht.“

Die Samenkapsel der Herbstzeitlose springt im Sommer auf, und herausfallen drei rundliche braune Samen, die mit einer klebrigen Warze versehen sind. Diese dienen jedenfalls der Verbreitung der Pflanze. Die Samen fallen alle in der Nähe der Mutterpflanze nieder, das ist aber für ihre Entwicklung selbstverständlich von Nachteil. Infolge der klebrigen Warze bleiben sie aber leicht an den Füßen der Menschen und Weidetiere, an den Beinen der die Wiese nach Insekten, Würmern und Schnecken absuchenden Vögel und werden so weitergetragen.

Die Zwiebel der Herbstzeitlose hat übrigens die wunderbare Eigenschaft, sich genau nach den klimatischen Verhältnissen ihres Standortes zu richten. An windgeschützten, ziemlich frostfreien Stellen finden wir sie schon in einer Tiefe von 20—30 Zentimetern, während sie auf den den rauhen Windstürmen preisgegebenen, Wiesen fast drei- bis viermal so tief im Erdboden liegt. Aus der Tiefenlage der Zwiebeln der Herbstzeitlose läßt sich also mit großer Sicherheit die Frostgrenze einer Gegend feststellen. Die Wissenschaft hat wiederholt diese Tatsache nachgeprüft und immer bestätigt gefunden, eine Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung vermochte sie freilich noch nicht zu geben.

Die zarte Schönheit der Herbstzeitlosen veranlaßte die Gärtner, sie zu kultivieren und mancherlei Spielarten zu züchten, weißgelbe, rötlichbunte, rosenvote Abarten kamen auf den Markt, ebenso gefüllte großblumige. Seit einigen Jahren bringt man auch die Zwiebeln der Herbstzeitlosen in den Handel und zwar unter dem hochtönenden Namen Zauberblumen oder Wunderknollen. Sie haben nämlich die Eigentümlichkeit, ohne die geringste Pflege, ohne daß man sie in die Erde oder in Wasser legt, ihre Blüten zu entwickeln. Man „zauberhaft“ ist die Sache nun freilich nicht, an unfernen Kartoffeln im Keller mit ihren Keimen beobachtet wir die gleiche Erscheinung, der einzige Unterschied besteht darin,

daß die Kartoffeln Stengel und Blätter, die Knollen der Herbstzeitlose aber Blüten treiben.

So hübsch diese botanische Spielerei ist und so schön der herbliche Schmutz der Blüten in unsern Gärten wirkt, eine Warnung dürfte nicht unangebracht sein, namentlich dort, wo Kinder im Hause sind. Sowohl die Blüten als auch die übrigen Teile der Herbstzeitlose enthalten ein starkes Gift. Das war schon im Altertum bekannt, nannte man doch deshalb das Kraut Epheboron, das heißt, das an einem Tag den Tod herbeiführende. In späterer Zeit, namentlich im achtzehnten Jahrhundert, wurde der Saft der Pflanze zu Heilzwecken verwendet, namentlich gegen Gicht und Rheumatismus, und noch heute wird er in Amerika zu allerlei Tinkturen, die Blüten und Knollen zu Pulvern und Tees verarbeitet. Es freilich nicht eindringlich genug vor all diesen Mitteln, den Kolchikumpräparaten, gewarnt werden, stellen sich doch oft nach ihrer Anwendung recht unliebsame Nebenwirkungen auf den Magen und die Verdauungsorgane ein.

Auch in der Volksmedizin fand und findet die Herbstzeitlose hier und da Verwendung, allerdings mehr in der weniger gefährlichen Form des Sympthiemittels. So hilft die um die Mitternachtsstunde des Thebatages gegrabene Zwiebel der „Giftblume“ nach bayerisch-schwäbischem Volksglauben gegen Kopfschmerzen, wenn man sie immer als Amulett bei sich trägt. In der Gegend von Gotha zerreiben die Frauen und Mädchen die ersten Blüten der „Dinnblume“, die sie im Herbst finden, zwischen den Fingern, „damit die Hände beim Spinnen nicht wund werden“, und im Zürich Oberlande bestreichen die Leute mit der ersten „Liedtblume“ die Augentlider, dadurch hoffen sie, bei der Arbeit während der langen Winterabende nicht so leicht müde zu werden. Auch gegen Schmarozger von Mensch und Tier gebraucht man sie, indem man die Blüten auf dem Kopfe zerreibt oder mit einem Abguss der Blätter den Kopf wäscht. Aus dieser Verwendungsjorm erklärt sich der nicht ganz wohlklingende Name Lausblume, den die Herbstzeitlose in Schwaben trägt, und der etwas euphemistischere „Hehlheut“ (Heil für das Haut), den die heilige Hildegard (geboren 1179 als Astisijn des Klosters auf dem St. Ruprechtsberge bei Bingen) in ihrer Schrift „Physica“ der Pflanze beilegt.

Der wissenschaftliche Name der Herbstzeitlose lautet Colchicum autumnale, er erinnert an ihre Heimat, die Landschaft Kolchis am Schwarzen Meer, und an die griechische Sage von ihrer Entstehung. Nach der Rückkehr der Argonauten bereitete Medea aus allerlei Kräutern, die sie in neun Nächten im Gebirge gesammelt hatte, einen Zaubertrank, um durch ihn den alten Jason, König von Iolkos, zu verjüngen. Von diesem Zaubertrank fielen einige Tropfen zur Erde und erzeugten hier unflögllich das Giftkraut.

Freundlicher klingt die folgende Sage über die Entstehung der Herbstzeitlose. Nach ihr traten die vier Jahreszeiten vor den Schöpfer, um ihren Anteil am Werden und Vergehen der Natur in Empfang zu nehmen. Jede erhielt für die Dauer ihrer Regierung einen eigenen Blumenschmuck zugeteilt, selbst der Winter bekam eine Blüte, die unter dem Schnee emporstreichende Christrose. Der Herbst sollte auf eigenen Blumenschmuck verzichten, denn der auf ihn erbohte Winter drohte jede Blume des Herbstes zu töten, noch ehe sie zur Fruchtbildung und damit zur Fortpflanzung komme. Der Herbst war tief betrübt; da trat der mildeidige Frühling an eine seiner eigenen Blumen heran und überredete sie, dem Herbst zu folgen. Er rief ihr, sich vor dem Grimm des Winters in die schützende Erde zu verlocken und versprach ihr, sie zuerst wieder zu erwecken. Das Blümchen ließ sich überreden, umfomehr, als auch der Sommer versprach, seine Frucht so zu schützen, daß ihr Geschlecht nicht aussterbe.

Der Herbst war hoch erfreut; er gab seiner Genossin zum Schutz einen scharfen Saft, damit die Menschen die Blume nicht pflücken, die Tiere sie nicht fressen sollten. Der Winter drohte dem Schützling der drei Jahreszeiten mit seiner Rache, doch als die ersten Vorböten desselben über die Ebene braunten, da zog sich das Blümchen tief in das Reich der Erde zurück und spottete des Winters Born. Sobald aber der Frühling nahte, steckte das Pflänzchen seine grünen Keime heraus, der Sommer reifte seine Frucht, im Herbst aber erschien wieder seine kleine, zarte Blüte.

### Zur Geschichte des Papiergeldes.

Kulturgeschichtliche Blanderei von Hans D. Siesede.

In überraschend schneller Weise haben wir Deutsche uns an das Papiergeld gewöhnt, das uns in den kleinen Scheinen zu 1 und 2 Mark zunächst etwas ganz Ungewöhnliches und Neues war. Und doch ist das Papiergeld für Europa etwas recht altes; hat es doch vor 2 Jahren schon sein 250jähriges Jubiläum feiern können. Erfunden wurde es wie so manches andere vor viel längerer Zeit in China. Dort hielten, wie das auch später anderswo vielfach vorgekommen sein soll, schon vor 2000 Jahren die Staatseinnahmen nicht Schritt mit den Ausgaben, und so ließ die Regierung, um sich Geld zu verschaffen, Dirichthäute in lausgroße Stücke zerschneiden, bemalen und gab sie als erste Art von Schatzscheinen in Zahlung. Es war also eine Art Ledergeld. Wirkliches Papiergeld kam zuerst um das Jahr 1000 n. Chr. im Reiche der Mitte in Umlauf; es waren Doltsafeldrucke, die Tschitsje genannt wurden und unbegrenzte Umlaufzeit hatten; später ging man zu Kiao-tu genannten Scheinen über, die nur drei Jahre Umlaufzeit hatten und dann eingezogen wurden.

Merding's kam auch in China bald wie anderswo die Zeit, da das Volk sich weigerte, statt Silber und Kupfer unsicheres Papiergeld zu nehmen; dagegen gabs aber ein sehr einfaches Mittel in dem Ausdruck „Papiergeld mit kaiserlichem Siegel ist so gut in Zahlung zu nehmen wie Metallgeld — wer nicht gehorcht, wird geköpft.“ Das wickte, und so genießt China nicht nur den Ruhm, das erste Papiergeld geschaffen, sondern auch den noch größeren, den ersten Zwangskurs eingeführt zu haben.

In Europa kam eigentliches Papiergeld erst viel später zur Ausgabe, wenn auch Kaiser Friedrich Barbarossa bei der Belagerung von Raenna Lebergeld hatte herstellen lassen, um seine Soldner ablohnen zu können. Gulden von Papepe finden wir in der belagerten Stadt Leyden im Jahre 1574 im Umlauf, und ebenso hatte Rußland wiederholt in Kriegszeiten Lederrubel in Umlauf gebracht, aber immer nur als vorübergehenden Notbehelf, um den Mangel an Metallgeld zu ersetzen. Das erste eigentliche Papiergeld aber kam für Europa in Schweden zur Ausgabe. Dort erhielt im Jahre 1656 der Bankier, wie wir heute sagen würden, Johann Palmstrud von der Regierung die Erlaubnis, zur Ausgabe von Banknoten, die aber erst viel später von der Stockholmer Bank unter dem Namen von „Transport-Betteln“ ausgegeben wurden. Sie waren auf einfachste Weise im Buchdruckverfahren hergestellt und nur Nummern und Namen handschriftlich eingetragen. Dem Vorgange Schwedens folgte 1694 die Bank von England, 1695 Norwegen, 1713 Dänemark, 1718 Frankreich, und hier zeigte sich zum ersten Male das Unheil übertriebener Papiergeldwirtschaft, als die Schwindelbank des Schotten Law zusammenbrach und Frankreich an den Rand des Verderbens brachte. Auch die übrigen europäischen Staaten ließen sich die Vorteile nicht entgehen, die die Geldproduktion durch die Druckerpresse mit sich bringt. Und so gab Rußland vom Jahre 1768 an ebenfalls Papiergeld aus. Oesterreich hatte schon 1762 damit begonnen, Sachsen folgte gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und in Preußen ließ Freiherr von Stein 1805 das erste Papiergeld ausgeben.

Trotz mancher schlechter Erfahrungen hat sich das Papiergeld im Laufe von 150 Jahren zu einer unentbehrlichen Notwendigkeit für unseren gesamten Handels- und Privatverkehr herausgebildet. Ohne Papiergeld wäre unsere heutige finanzielle Kultur gar nicht denkbar. Ob der Erfinder der ersten unheimlichen schwedischen Banknoten vor einem Vierteljahrtausend geahnt hat, welche ungeheure Bedeutung seine Erfindung nicht nur für Europa, sondern für die ganze Welt erlangen würde?

Auch der Krieg hat uns in Deutschland gezwungen, Notgeld in Scheinen zu 10 Pf. und 20 Pf., 50 Pf. usw. in den von den Russen heimgeführten ostpreussischen Ortschaften auszugeben. Diese Scheine wurden handschriftlich ausgefüllt und vor städtischen Beamten vollzogen. Etwas Ähnliches spielt sich in den von uns besetzten französischen Städten ab. Auch hier geben die Stadtverwaltungen Scheine in kleinen Beträgen „einlösbar nach Friedensschluß“ aus.

„Alles wiederholt sich uns im Leben!“ so heißt es auch beim Papiergeld; auch heute läuft Notgeld um, wie vor hundert Jahren in den Befreiungskriegen; aber kein Notgeld, das der Not des Vaterlandes entspringt, sondern weiser Vorwitz und kluge Berechnung einer Verwaltung, die weiß, welche ungeheure Kräfte in einem Volke schlummern, das den Riesenkrieg gegen die ganze Welt erfolgreich durchführt. Die Volkskraft, die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreude Deutschlands ist es, die dem Papiergeld unserer Zeit reinen inneren Wert verleiht! Und dabei soll's bleiben.

**Sanct Michaelstag.**

Dem Erzengel Michael waren zunächst bis zum Anfang des neunten Jahrhunderts der 15. März und der 8. Mai geweiht. Diese Gedenktage verloren sich aber im Laufe der Zeit, als im Jahre 813 das Konzilium von Mainz zum Andenken an ihn für den 29. September den Tag der Engelweihe einsetzte. Neben der kirchlichen Bedeutung erreichte aber der Michaelstag im Mittelalter und darüber hinaus auch eine gewisse Wichtigkeit für das wirtschaftliche Leben; denn das Herkommen dieses Tages bedeutete im Handwerk und auch in anderen Berufsarten den Wiederbeginn der Arbeit bei künstlichem Licht. Nach Junstbestimmungen und obrigkeitlichen Festsetzungen durfte vor dem Michaelstage in keiner Werkstätte bei der Lampe gearbeitet werden. Als Wendepunkt zwischen Sommer und Winter wurde der Tag von den Handwerkern als Festtag angesehen und in der Häuslichkeit oder auch in der Öffentlichkeit gefeiert. In manchen deutschen Städten veranstalteten die Bänke Umzüge mit Musik, die schließlich mit dem in Junsthaufe oder in den „Bierstuben“ gemeinsam genossenen Lichtschmaus endeten. Wo sich die Feier auf die Häuslichkeit beschränkte, wartete wenigstens die Frau Meisterin dem Eheherrn, den Stellen und Lehrbuben mit der Lichtgans oder mit dem Lichtbraten auf. Bei Handwerksmeistern in kleinen abgelegenen Städten wird der Lichtbraten am Michaelstage noch heute aufgetragen. In manchen Gegenden werden auch noch Michaelsweden gebaden. In Deutschland wird der Michaelstag häufig mit dem Erntedankfest verbunden. Noch mehr geschieht dies in Dänemark. Dort geht es bei diesen Festen am Michaelstage, bei

der Mittelgilde, recht hoch her. Es kommen viele Gänse und Enten in die Bratröhre, und auch an Apfeln als Zuspäße darf es nicht fehlen. Auch in England ist in der ländlichen Bevölkerung Gänsebraten am Michaelstage die beliebteste Speise. In Schweden werden unter Beteiligung von Jung und Alt auf den Bergen Michaelfeuer angezündet.

**Vermischtes.**

\* Bismarck's Trunk aus der Feldflasche. Eine hübsche Bismarck-Geschichte aus dem Deutsch-Französischen Kriege, die wenig bekannt ist, erzählt der amerikanische General Sheridan in seinen Erinnerungen. Der genannte General hielt sich eine Zeitlang im preussischen Hauptquartier auf. Am Abend der Schlacht von Sedan, so berichtet der General, traf ich bei Dunkelwerden auf der Suche nach einer Unterkunft für die Nacht in der Nähe des von Verwundeten überfüllten Donchery auf Bismarck. Während unserer Unterredung trat sein Neffe, Graf Bismarck-Böhlen, mit einer irgendwo glücklich aufgetriebenen Feldflasche, die einen ausgezeichneten Cognac enthielt, heran und wandte sich an Bismarck mit den Worten: „Du hast heute einen schweren Tag hinter dir, willst du dich nicht etwas erfrischen?“ Mit dem Ausruf: „Auf die Ehre Deutschlands!“ setzte Bismarck die Flasche an den Mund und schien durch einen besonders langen Schluck den Trinkspruch bekräftigen zu wollen. Dann gab er seinem Neffen die Flasche zurück, der sie schüttelte und dann bemerkte: „Schade, daß wir dir darauf nicht Bescheid tun können, aber es ist nichts mehr darin!“ Die schalkhafte Antwort Bismarck's lautete: „Verzeihung, es war aber so dunkel, ich konnte ja nichts sehen!“

**Wüchertisch.**

— Das Rote Kreuz, seine Organisation und seine Tätigkeit in Krieg und Frieden. Sonderheft der „Zeit im Bild“ Moderne illustrierte Wochenschrift, Berlin W 57, Preis 30 Pf. Welche Taten auf dem Gebiete der Kriegslieferung geleistet werden, zeigt das vornehm ausgestattete Sonderheft von „Zeit im Bild“, das ausschließlich dem Roten Kreuz und seinen barmherzigen Bestrebungen gewidmet ist. Es gibt in Wort und Bild eine überaus anschauliche und interessante Darstellung des großen Liebeswerkes dieser weltumspannenden Wohltätigkeitsorganisation. Das reich mit Bildern geschmückte Heft zeigt nicht nur die führenden Persönlichkeiten der Organisation, sondern es gewährt uns an der Hand trefflicher Illustrationen auch einen tiefen Einblick in das Getriebe dieser vorbildlich organisierten deutschen Kriegswohltätigkeitspflege.

— Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht Deriog zu Mecklenburg. 3. Heft. Verlag R. F. Köhler, Leipzig. Preis 40 Pfennig. Aus dem unvergleichlichen Borne deutscher Kriegsdichtungen hat der herrliche Herausgeber mit literarisch fein entwickeltem Geschmack wieder geschöpft. Wie bei den zwei ersten Heften kann auch diese ausgesprochen vollstimmlichen Charakter tragende Auswahl als eine besonders glückliche bezeichnet werden. Die Feldentaten, vom Führer angefangen, bis herab zum einfachen Manne aller Waffen zu Lande, zu Wasser und in der Luft werden besungen. Der Alten, der Jungen, deren daheim und der lieben Toten wird gedacht. Die großen und kleinen Feinden und Mörder des Kriegslebens finden im Liede einen Widerhall. So mögen auch diese „Kriegsklänge“ als Zeuge der großen, gewaltigen Zeit viele Verehrer finden.

**Königszug.**

Die Silben sind so zu verbinden, wie der König auf dem Schachbrett zieht, nämlich von einem Feld auf ein beliebiges Nachbarfeld.

wir	kt	du	liegt	sei	der	glück
fen	dic	heu	kräf	lich	min	
ge	of	fannst	te	tig	nicht	
und	stern	auch	frei	gen	das	
klar	auf	ein	mor	sen	hof	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Homogramms in voriger Nummer

B B S  
B o r t a  
B r i o l  
S t e r n  
a f u